10. 42. Jahrgang.

Ausgabe für Berlin und Umgegend.
Abend-Ausgabe.

Montag, 1. Dezember 1913

Berliner Tageblatt
und Handels-Zeitung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

verlangt eingesandte Manuskripte über-
die Redaktion keine Verantwortung.

Hertlings Etatsrede.

ch wer auf einem dem Hertlingschen völlig entgegen-
n Boden steht, wird seine große Etatsrede in der baye-
Kammer vom letzten Freitag mit einem gewissen
schen Behagen lesen. Soviel ist gewiß, daß Bayern in
v. Hertling einen Ministerpräsidenten hat, der nicht
weiß, was er will, sondern der auch seine Absichten und
mit großem rhetorischen Geschick zu vertreten versteht. Bei
Ueberwiegen von bureaukratischer Kurzsichtigkeit und
mäßigkeit an anderen Stellen bedeutet es schon etwas,
Mann in einer leitenden Stellung zu sehen, der nicht
Dingen stecken bleibt, sondern sie, wenn auch von seinem
standpunkt aus, bis zu einem gewissen Grade über-
. Man muß hinzufügen, daß der Einfluß, den Freiherr
rtling über die blau-weißen Grenzen hinaus auf die
zpolitik ausübt, nicht unterschätzt werden darf. Er hat
n politischen Dingen ein sehr feines Verständnis für die
stimmung, und er sieht auch in sozialen Fragen weiter
andere Minister. Es erscheint uns erfreulich, daß
err v. Hertling zur letzten Rüstungsvorlage bemerkte,
Deutsche Reich sei auf Jahre hinaus nicht mehr im-
de, weitere Rüstungen zu tragen. Das ist
eutlicher Wink an die verbündeten Regierungen, nun des
samen Spiels, das schließlich zu einer völligen Auspowe-
des deutschen Volkes führen müßte, genug sein zu lassen.
empfinden es auch mit Genugtuung, daß Herr v. Hertling
Scharfmachern ein entschiedenes Halt zurief. Erklärte er
mit voller Entschiedenheit, daß nach seiner Ansicht die be-
nden Gesetze und die bestehenden Machtmittel des Staates
Schutz der sogenannten Arbeitswilligen durch-
ausreichten. Wenn Freiherr v. Hertling Zweifel daran
e, ob dem Bundesrat eine Vorlage nach dieser Richtung
elegt werden würde, so darf wohl daraus weiter gefolgert
den, daß die bayerischen Stimmen im Bundesrat gegen
solche Aktion abgegeben werden sollen. Diese Haltung
bayerischen Regierung dürfte immerhin dazu beitragen,
diese und jene im Fahrwasser des Scharfmachertums schwim-
de Regierung abkühlend zu wirken.

In diesen und wohl auch noch in anderen Fragen wird
n den Einfluß des jetzigen Regimes in Bayern auf die
zpolitik nicht zu beklagen brauchen. Aber diese Zustim-
ng in Einzelheiten kann nicht hindern, das Hertlingsche
tem im ganzen als höchst bedenklich, ja als direkt gefähr-
anzusehen. Und gerade weil Freiherr v. Hertling seinen
gramm mit großem Geschick und erstaunlicher dialektischer
vandtheit vertritt, muß man auf die Schattenseiten seines
gramms nur um so nachdrücklicher hinweisen. Was von
fang an gegen die Berufung des Freiherrn v. Hertling
die Spitze der bayerischen Regierung allgemein erwartet
rde: daß er dem Ultramontanismus in Bayern
Herrschaft verhelfen werde, das hat sich unterdessen mit
ker Deutlichkeit herausgestellt. Schon die Stellung des Frei-
rn v. Hertling zur Görresgesellschaft verträgt sich
ht mit der notwendigen Unabhängigkeit eines leitenden
aatsmannes. Allerdings erklärte Herr v. Hertling, daß es
dabei um eine persönliche Angelegenheit handle, aber die
rresgesellschaft bedeutet eben etwas anderes als eine freie
reinigung von Gelehrten; sie vertritt ein ganz bestimmtes
ogramm, und sie hat ihre Ziele in dem groß angelegten
Staatslexikon" mit aller Deutlichkeit ausgesprochen. Mit
cht konnte der Abgeordnete Müller-Hof darauf hin-
weisen, daß das Staatslexikon der von der Zentrumspartei approbierte Kodex der Politik sei. Es bringt die rein ultramontane Weltanschauung. Und Freiherr v. Hertling gab zu, daß die Görresgesellschaft die katholische Weltanschauung verwirklichen wolle, wenn er auch bestritt, daß sie deshalb eine politische Richtung sei. Solche für einen Staatsmann maßgebenden Tendenzen können aber nicht ohne praktische Konsequenzen bleiben, und um so weniger, je zielbewußter ein derart gerichteter Staatsmann vorgeht. In der Stellung der Hertlingschen Regierung zum freireligiösen Unterricht tritt der Konflikt offen zutage. Natürlich vermeidet auch hier Freiherr v. Hertling jede Uebereilung. So ungeschickt ist er nicht, daß er dem Rat einiger ultramontaner Heißsporne folgte und den freireligiösen Unterricht direkt verbieten würde, weil er ganz genau weiß, daß er sich dadurch mit der Verfassung in Widerspruch setzen würde. Aber er geht deshalb nicht weniger rigoros vor, insofern er eben alles verbietet, was den freireligiösen Unterricht als solchen ausmacht, und zwar aus dem angeblichen Grunde, weil dieser Unterricht staatswidrig sei. Freiherr v. Hertling erklärt einfach, daß der konfessionslose Moralunterricht nicht als gleichwertig mit dem christlichen Religionsunterricht angesehen werden könne, und so wird der verfassungsmäßig zugelassene Moralunterricht in der Praxis nicht geduldet. Das ist echt ultramontan.

Freilich, nach Freiherrn v. Hertling gibt es gar keinen Ultramontanismus, oder dieser Begriff hat doch nur eine historische Bedeutung im Gegensatz zum Gallikanismus. Es sei, wie er meinte, nur ein Schlagwort, um die Katholiken einer antinationalen Gesinnung zu bezichtigen. Aber zwischen Katholiken und Ultramontanen besteht, wie man meinen sollte, auch in der Gegenwart noch ein großer Unterschied. Es gibt sehr viele Katholiken, die nicht ultramontan sind, wie es andererseits zweifellos eine politische Richtung gibt, die nur durch den Begriff „ultramontan" richtig gekennzeichnet werden kann. Sein eigentlicher Sinn ist die Vorrangstellung der römischen Kirche gegenüber dem Staat. Mit allerlei Interpretationskünsten, an denen es ja gerade dem Freiherrn v. Hertling nicht fehlt, versteht er es natürlich sehr geschickt, eine Brücke zwischen seinen Aufgaben als Staatsmann und seinen politischen Grundsätzen zu schlagen. Aber es ist erklärlich genug, daß ihm die Zentrumsgegner, daß ihm besonders die Liberalen auf diesem Wege nicht folgen können. Zutreffend wurde das Ministerium Hertling von Abgeordneten Müller-Hof dahin charakterisiert: „Als ein Zwitter zwischen kirchenstaatlicher und weltlich staatlicher Regierung; hin- und hergeworfen von allen möglichen politischen Strömungen, begerecht Tradition des Wittelsbacher Hauses und die Verfassung, wird das Bild dieses Ministeriums in der Zeitgeschichte schwanken." Es versteht sich danach von selbst, daß der Liberalismus zu Freiherrn v. Hertling in dauernder Opposition stehen muß.

Eine Verschwörung gegen Präsident Huerta.

(Kabel-Telegramm unseres Korrespondenten.)

New-York, 1. Dezember.

In der Stadt Merifo wurde gestern eine ernste gegen Huerta gerichtete Verschwörung entdeckt, die angeblich darauf hinauslief, alle Gefangenen zu befreien und zu bewaffnen, damit diese mit den unzufriedenen Truppen einen Angriff auf den Nationalpalast unternehmen sollten. Zwei hochstehende Offiziere wurden in Verbindung mit dem Komplott verhaftet und unter starker militärischer Bedeckung auf das Kanonenboot „Veracruz" geschafft, das sie nach der Strafkolonie Quintanapoo bringen soll. Es heißt, daß Guaymas von den Rebellen erobert worden ist. Wenn dies Tatsache ist, hat die Regierung Huertas an der pacifischen Küste nur noch den Hafenort Salina Cruz in Händen. Dadurch dürfte die Einführung der von Japan unterwegs befindlichen Waffen und Munition bedeutend erschwert werden.

Friede in Zabern.

Die jüngsten Leutnants.

(Telegramm unseres Spezialkorrespondenten.)

O. N. Zabern, 1. Dezember.

Zabern liegt heute noch friedlicher da als gestern. Das militärische Vorgehen findet in der Tatsache die schärfste Beleuchtung, daß die verstärkte Gendarmerie und Zivilwachtmannschaft nicht einen einzigen Anlaß zum Einschreiten fand, während die Patrouillen wiederum drei Verhaftungen vornahmen. Der latente Gegensatz zwischen Zivil- und Militärverwaltung besteht weiter. Oberst Reutter glaubt die jüngeren Offiziere nicht genügend durch die Polizei geschützt und greift daher zur militärischen Selbsthilfe, wobei ihm eine Rückendeckung durch das Straßburger Generalkommando offensichtlich zuteil wird. Die ganze Komplikation ist nur dadurch entstanden, daß die Militärverwaltung den Leutnant v. Forstner nicht nach der „Wackes"affäre abberief. Die Bevölkerung ist absolut nicht antimiliaristisch gesinnt; auch heute noch verkehren selbst in den kleinsten Weinstuben Bürger und Militärs in herzlichstem Einvernehmen miteinander. Die Bürger mißbilligen auch aufs schärfste die Offiziersbeleidigungen durch halbwüchsige Jungen. Niemand will das Militär in Zabern missen; aber man beklagt sich bitter, daß der Oberst eine Art Standrecht übt und gerade seine jüngsten Offiziere sich am herausforderndsten benehmen.

Umfassender Personenwechsel in Zabern?

(Telegramm.)

Stuttgart, 1. Dezember. (O. M.)

Wie die „Süddeutsche Zeitung" von ganz besonderer Seite aus Berlin erfährt, wird der durch die Zaberner Unruhen entstandene Konflikt zwischen den Zivil- und Militärbehörden in den Reichslanden zu einem umfassenden Personenwechsel in den nächsten Monaten führen. Das Infanterieregiment Nr. 99 soll von Zabern versetzt werden, Oberst v. Reuter den Abschied erhalten und Leutnant Freiherr v. Forstner bereits in den nächsten Tagen in eine altdeutsche Garnison versetzt werden. Als Nachfolger des Staatshalters, Grafen Wedel, wird an erster Stelle der kommandierende General des 14. Armeekorps, Freiherr v. Honingen, genannt Huene, genannt. Staatssekretär Freiher Zorn v. Bulach soll durch einen jüngeren süddeutschen Minister ersetzt werden. Dem kommandierenden General des 15. Armeekorps v. Deimling soll die Führung eines anderen, nicht im Reichslande liegenden Armeekorps übertragen werden. Die hauptsächlichsten Personalveränderungen sollen nicht sofort, sondern erst in den nächsten Tagen erfolgen. (Die Verantwortung für diese Mitteilungen, die zum Teil nicht sehr glaublich klingen, müssen wir dem genannten süddeutschen Blatt überlassen. Daß zum Beispiel ein Militär zum Statthalter ernannt werden sollte, er-

Kysers „Erziehung zur Liebe".

Uraufführung am Bremer Schauspielhaus.

Von [Nachdruck verboten.]

Fritz Engel.

Anders als die Generation vor ihm ist der junge tapfere Hans
pfer jetzt vom Stildrama zum Gesellschaftsdrama gekommen. In
er „Medusa" hatte er das ganze Feuer seines ersten Künstlerdrangs,
it Schlacken untermischt, in die Luft gestoßen, und auch in „Titus
nd die Jüdin" haben die Verse noch etwas vom Steinwurf der
chleuder. Hier wie dort wurde ein gesteigerter und ungewöhnlicher
Ausdruck laut. Freilich wurde schon in beiden Stücken trotz ent-
gegenen Räumen und Zeiten Gegenwärtiges und Persönliches ver-
handelt, aber sie schienen den Dichter doch nur in irgendeiner Ferne
u zeigen. Indem er jetzt eine dem Alltag nahegerückte Sprache
chreibt, kommt er ganz dicht auf uns zu, und es tritt eine gewisse
Klärung und Beruhigung ein. Jetzt erst kann eine weitere bedeutungs-
volle Probe auf sein Talent gemacht, und es kann gepriest werden, wie
weit einer, der als dramatischer Schriftsteller nur jambisch-dithyram-
bisch zu schwärmen schien, die Summe von Realismus besitzt, ohne die
sich zu schwärmen schien, die Summe von Realismus besitzt, ohne die
der Poet oft nur ein schöner Lügner ist, und das Maß von Gegenwarts-
gefühl, das ihn zu einem Sprecher seiner Zeitgenossen macht.

„Die Erziehung zur Liebe", die in Bremen einen großen Erfolg
hatte, ist ein Schauspiel, das die Zeit angeht und, wenn auch
nicht als erstes, zu dem Liebes- und Eheproblem den Stand-
punkt einnimmt, der den veränderten Anschauungen entspricht.
Es mag von manchen beklagt werden, weil eine gewisse
phantasievolle Verklärung verloren geht und auch dem Mißbrauch die
Tür geöffnet wird, aber es läßt sich nicht aus der Welt schaffen,
daß wir das Geschlechtliche nicht mehr als gottgewolltes Geheimnis,
sondern als soziale und individuelle Erscheinung bewerten. Es wird
dem harten Blick der Tugend entzogen und vor den weicheren der
Toleranz gestellt. Mit dem Mut von Körper- und Seelenärzten
sprechen wir von diesen Dingen, und wir suchen Triebe, die uns früher,
besonders bei anderen, als unlauter galten, mit unserem Verstand zu
ergreifen und mit unserem Mitleid zu umklammern.

Nur mit ganz geringen Spuren von Doktrinarismus, als ein hell-
dunkles, zur Höhe gütiger Nachsicht geführtes Lebensbild tritt Kysers
„ernstes Spiel in vier Akten" vor uns hin. Der Abiturient Hans
Preuß sehnt sich nach dem Weibe. Er weiß nicht recht, was er an ihr
begehrt: die Göttin oder die Gattin, die Freundin oder die Liebhaberin. Er ist ganz primitiv, er ist ganz kompliziert. In ihm braust nur ein Ruf wie Donnerhall: Zum Weibe! Er liebt das Gouvinchen, und noch ehe er sich ganz von ihr enttäuscht fühlt, liebt er auch schon zur selben Stunde eine andere, nämlich die Frau dieses prächtigen, gänzlich unpädagogischen Pädagogen Professor Horst, bei dem er in Pension ist. Wenn zwanzig Jahre das gefährliche Alter der Unreife sind, so sind, wie man weiß, vierzig Jahre die Gefahr der Reife. Horstens Frau Helene steht an dieser Wegteilung, wo man darüber nachsinnt, ob im Kelch der Jugend noch ein ungeschöpfter Tropfen ist. Aber es ist die Feinheit des Stückes, daß dieses Motiv nicht überlaut mitschwingt.

Frau Helene ist alles, nur keine brünstige Verführerin. „Schuldig" wird sie nicht zuletzt durch Mitleid, und ihr Gefühl für Horstens Hilfsbereitschaft. Es kommt dazu, daß die Erinnerung an ein vorehelichtes Erlebnis des Gatten in ihr rumort. Sie weiß, daß auch dieser jetzt so gefestete Professor Horst in der Brandung seiner jungen Jahre am Herzen einer älteren Frau einen Hafen gefunden hatte. Das Feuer des Primaners greift nur langsam auf sie über. Sie erfährt die höchst „immoralische", aber darum nicht minder wahre Tatsache, daß in eines Menschen Brust Liebe nicht nur zu einem einzigen anderen Menschen wohnen kann. In Hans liebt sie den Aufruhr, in ihrem Mann die Sicherheit. Sie liebt den Sturm, der sie schüttelt, und den blauen Himmel, der ihren Ehefrieden überwölbt. Zwei Männerseelen wohnen, ach, in ihrer Brust, die sich in Qualen windet. Denn sie ist keine Genießerin. Für jede Minute der Lust erntet sie Stunden der Reue.

Das Schauspiel Kysers wäre zu hundert Ehebruchsstücken nur noch eines mehr, wenn wir nicht durch dieses Auf und Ab der Empfindungen und Gegenempfindungen so stark gepackt und in so herzliche Mitleidenschaft gezogen würden. Auch Hans bengt und reckt, erniedrigt und erhöht sich so vor uns im Zwist zwischen Lebensdrang und Gewissenszwang, zwischen der Liebe zu sich selbst, zu dieser Frau und zu dem sehr von ihm verehrten Lehrer. Auch seine Mutter tritt mit in Aktion. Diese alte Frau Preuß ist eine sehr schöne Mutter geblieben. Ihre Güte ist, anders als die Helenens, fast schon kampflos geworden. Nur leise noch schmerzen die Wunden, die auch ihr das Leben im natürlichen Kampf mit dem Manne geschlagen hat. Nach meiner Empfindung könnte sie das mit weniger Worten sagen. Sie gerät ins anklägerische Räsonnement, bekommt Eumenidenzüge, die nicht in dieses Schauspiel gehören, und wirft uns aus der ausgleichenden Sphäre, die dem Stück bei all der inneren Erregtheit den milden Elfenbeinton gibt, ohne Not heraus.

Denn das muß immer festgehalten werden, und Hans Kyser selbst hält es sonst fest, daß in dem Schauspiel Menschen Menschliches verstehen und verzeihen sollen. Die Mutter selbst richtet sich zu dieser Größe auf, und der Professor Horst ist es, der, als er am Schluß von der „Irrung" seines Weibes erfährt, seine jähe Erschütterung nicht durch Zorn, sondern durch Milde überrumpft. Er gibt nicht klein bei; das würde die Sache nicht treffen. Ich möchte das Wort wagen: er gibt groß bei. Aus der höheren Gerechtigkeit der begreifenden Güte verzeiht er seinem Weibe. Der letzte Frühlingssturm, in den sie hineingerissen worden, wird vergessen, zu guter Letzt vielleicht belächelt werden. Ein heiterer Herbst wird dem Ehepaar Ruhe schenken, und Hans, zur Liebe erzogen von einer anständigen Frau und nicht von einer käuflichen Allerweltsperson, wird stark und tapfer ins Leben treten.

Bis auf geringe epische Ausweichungen wächst das Schauspiel von der Basis des ersten Aktes rasch und glatt in die Höhe. Es ist vortrefflich in der Form, aber es ist darum noch nicht leicht zu spielen. Wo es sich um die Liebe dieser reifen Frau zu diesem Jüngling handelt, muß der Anschein alles roh Potipharhaften mit aller Zartheit vermieden werden. Das Gespinst der inneren, vielverschlungenen Motive ist durchaus bloßzulegen, und es ist mit allem Ernst daran festzuhalten, daß der reine Grundton des im Ausdruck hier und da kecken Werkes nicht verhallt. Im Bremer Schauspielhaus, das diese Uraufführung einer ganzen Reihe von anderen mit erfreulichem Wagemut angliederte, hat man das verstanden. Nur die Darstellerin der Mutter hatte etwas vom gepanzerten Pathos der Heroine. Aber Herr August Weber, der mit dem Dichter zusammen auch die Regie geführt hatte, als Professor Horst, Helene Rosner als seine Frau, und ganz besonders Alexander Rückert, der den Primaner gab, hatten die Realistik und die innere Musik des Schauspiels mit willigem Ohr belauscht.

„Die Erziehung zur Liebe" soll späterhin in Berlin am Künstlertheater gespielt werden. Dann wird wohl Else Lehmann die Mutter geben. Und es kommt mir nicht aus dem Sinn, daß Agnes Sorma, die lange Entbehrte, der Frau Professor Horst den feuchten Glanz ihrer Augen leihen sollte.